

Welche Bank ist die schönste im Land?

Ein Tempel aus Marmor genügt nicht mehr, um bei den Kunden zu punkten. Die noblen Geldhäuser setzen auf Kunst zur Profilierung. Die Bank Pictet macht es vor.

Albert Steck



Marmor und moderne Malerei: Stilistisch übertrumpft die Bank Pictet an der Bahnhofstrasse selbst die Platzhirsche UBS und CS.

Nirgends zeigt Zürich mehr Glamour als an der Bahnhofstrasse. Teure Boutiquen für Uhren, Schmuck oder Designermode ziehen Käufer in Scharen an. Doch die exklusivsten Adressen sehen die meisten Passanten nur von aussen: Es sind die renommierten Geldhäuser, die hier residieren. Als Eintrittsticket in die Welt des Private Banking gilt in der Regel ein Vermögen von mindestens 2 Mio. Fr.

Den neuen Goldstandard an der Bahnhofstrasse setzt nun die Genfer Privatbank Pictet. Mit ihrem Einzug im frisch renovierten Leuenhof letztes Jahr unterstreicht sie ihr Selbstbewusstsein als Nummer drei der Schweizer Vermögensverwaltung. Aus stilistischer Sicht stellt ihr Auftritt sogar die beiden Platzhirsche UBS und Credit Suisse in den Schatten: Das Bauwerk im Stil des Historismus, nur einen Steinwurf vom Paradeplatz entfernt, gilt für viele als das eleganteste der Stadt Zürich.

Schon von aussen wirkt der Leuenhof wie eine Kathedrale des Geldes - nicht zufällig: Im Jahr 1916 hat ihn die aufstrebende Bank Leu als ihren Hauptsitz erbaut. Geradezu sakral kommt das Eingangsportal mit seinem neugotischen Gewölbe und den reich verzierten Skulpturen daher. Hingegen ist das Schild mit dem Namen Pictet an der Hausfassade klein und unscheinbar - Diskretion ist Trumpf in diesem Metier. Wer allerdings die Halle betritt, wird von der Opulenz aus Marmor, edlen Hölzern sowie dem Stuck an der Decke beinahe erschlagen.

Trotzdem erscheinen die Räume im Leuenhof keineswegs düster, sondern haben im Gegenteil etwas Leichtes und Verspieltes. Das liegt an den Kunstwerken, welche die Bank als Kontrapunkt zur pompösen Architektur einsetzt. So hängen in der Empfangshalle 38 Gemälde des Schweizer Künstlers Jean-Frédéric Schnyder aus der Serie «Abend am Thunersee» - die Bilder sind eine neuzeitliche Interpretation der legendären Landschaftsmalerei Ferdinand Hodlers. Gleich daneben prangen zwei leuchtfarbige Installationen von Ugo Rondinone, als knalliges Bonbon, während in der Mitte die schwarze Herkulesstatue des Bildhauers Hans Gisler bedeutungsschwer auf den Besucher blickt.

Über 1000 Werke gesammelt

Verantwortlich für dieses gestalterische Feuerwerk ist Loa Pictet, die bei der Bank als Chefkuratorin arbeitet. Sie sagt: «Mit dem Einzug in den Leuenhof ist für uns ein Traum wahr geworden. Der monumentale Bau und die moderne Kunst bilden eine faszinierende Einheit - erst im Zusammenspiel kommt ihre Wirkung zum Tragen.» Um die Bilder von Schnyder beispielsweise habe sie zehn Jahre gerungen, erzählt Pictet. Dass sie nun prominent im Leuenhof hängen, sei ein Glücksfall.



Der legendäre Leuenhof an der Zürcher Bahnhofstrasse erstrahlt in neuem Glanz.

Für die öffentlichen Museen wird es schwieriger, auf dem überhitzten Kunstmarkt mitzuhalten.

Prominente Sammler aus der Schweiz

Milliardäre schwingen obenaus

Reichtum korreliert mit Kunstaffinität. Das verdeutlicht die Liste der 200 wichtigsten Kunstsammler von «ARTnews». Sie besteht fast nur aus Milliardären wie Jeff Bezos (Amazon) oder Larry Fink (Blackrock). Die Schweiz ist prominent darin vertreten, etwa mit zwei Angehörigen der Roche-Familie: Maja Hoffmann hat kürzlich ein riesiges Kunstzentrum in Arles realisiert. Maja Oeri ist die treibende Kraft hinter dem Schaulager in Basel und hat weitere Museen der Stadt namhaft gefördert. Ein aktiver Sammler ist auch Ernesto Bertarelli, der mit der Biotechfirma Serono reich wurde.

Über 1000 Werke umfasst die Collection Pictet, darunter solche von Max Bill, Alberto Giacometti oder Niki de Saint Phalle. Diese zieren nicht nur die Beratungszimmer, sondern ebenso Büros und Korridore. Doch welchen Zweck ergibt es für eine Firma, Kunst zu sammeln? Könnte man das Geld nicht sinnvoller einsetzen? «Banken erbringen Dienstleistungen, die nur schwer sichtbar oder greifbar sind», sagt Loa Pictet. «Kunstwerke tragen deshalb zur Identität und Geschichte unseres Unternehmens bei.» Zudem könne die Bank so ihre Expertise demonstrieren, da viele reiche Kunden ebenfalls Kunst sammeln.

Der Kunstmarkt erlebt derzeit einen unglaublichen Boom. Laut Datenbanken wie dem Artprice-100-Index sind die Preise seit dem Jahr 2000 um das Sechsfache gestiegen. Selbst den jüngsten Börsenturbulenzen hat der Markt getrotzt. Doch tragen die Firmen mit ihren prall gefüllten Geldbeuteln nicht zur Überhitzung bei, wenn sie ebenfalls um diese Werke mitbieten? Loa Pictet verneint, ihre Bank sei kein spekulativer Investor. «Wir kaufen in der Regel bei Galerien ein und arbeiten auch mit Kunsthändlern sowie Auktionshäusern zusammen. Damit unterstützen wir das gesamte Ökosystem des Kunstmarktes. Zudem veräussern wir keine Werke - auch nicht an unsere Kunden.»

Laut Pictet zähle ihr Institut im internationalen Vergleich eher zu den kleinen Sammlern. Am meisten Werke hat wohl die Deutsche Bank, geschätzte 60 000 sind es an der Zahl. Auch die UBS hat eine Sammlung von nahezu 30 000 Werken, viele kamen vor 20 Jahren mit der Akquisition der US-Bank Paine Webber in den Besitz der Grossbank.

Für die Künstler seien die rege Nachfrage und die hohen Preise grundsätzlich positiv,

denn sie lebten ja von den Verkäufen, sagt Daniel Baumann, Direktor der Kunsthalle Zürich. «Die Abhängigkeit von den Geldgebern ist Teil ihres Berufes. Das war schon früher so, als der Adel und die Kirche zu den Abnehmern zählten.» Vor 60 Jahren habe dann eine Demokratisierung der Kunstwelt eingesetzt, als die Museen an Bedeutung gewannen und sich eine breitere Öffentlichkeit für die Werke begeisterte.

Superreiche wetteifern um Gemälde

«Nun geht der Trend wieder zurück in Richtung Feudalismus», beobachtet Baumann. «Das zeigt sich am Aufstieg der grossen Galerien mit ihren zahlungskräftigen Käufern im Rücken.» Ein Auswuchs davon ist das hitzige Sammelduell der französischen Milliardäre Bernard Arnault und François Pinault. Beide sind mit Luxusgütern reich geworden. Arnaults Vermögen erreicht 150 Mrd. €, er besitzt unter anderem Louis Vuitton oder Tiffany. Derweil gehören Pinault (30 Mrd. € Vermögen) die Marken Gucci und Yves Saint Laurent. Beide jagen für viel Geld nach prestigeträchtigen Namen wie Andy Warhol, Roy Lichtenstein oder Damien Hirst.

Zwar realisieren diese Milliardäre auch ihre eigenen Museen. So präsentiert Pinault seit kurzem 10 000 Werke in der prunkvollen früheren Handelsbörse im Herzen von Paris. Trotzdem beurteilt Kunstexperte Urs Stahel den Wettlauf reicher Mäzene skeptisch. «Die Folge ist ein enormer Preisdruck bei den Namen der Superlative, während der Mittelbau der Kunstszene zunehmend unter Druck gerät.» Stahel ist Mitgründer des Fotomuseums Winterthur, das er viele Jahre geleitet hat. Er stellt fest, dass es für die öffentlichen Museen schwieriger werde, auf dem überhitzten Markt mitzuhalten.

Loa Pictet betont, die Kooperation mit den öffentlichen Museen habe für sie einen grossen Stellenwert: «Wir leihen unsere Werke regelmässig für Ausstellungen aus, momentan zum Beispiel an das Centre Pompidou in Paris.» Man wolle die Kunst einem breiten Publikum zugänglich machen. «Wir können den Künstlern überdies garantieren, dass wir ihre Werke als Einheit zusammenhalten, während sie bei privaten Sammlern vielleicht in alle Himmelsrichtungen verstreut werden.»

Der Maler Jean-Frédéric Schnyder erzählt am Telefon, er habe davon gehört, dass seine Bilder vom Thunersee neuerdings im Zürcher Leuenhof hängen. «Als Künstler kann ich sowieso nicht steuern, wo meine Werke letztlich landen. Umso mehr freut es mich, wenn sie in guten Händen sind.» Einen Besuch an der Bahnhofstrasse habe er geplant, sagt Schnyder. So kann er bald vor Ort prüfen, wie seine Gemälde in der edlen Marmorhalle der Bank zur Geltung kommen.



Loa Pictet will mit Kunst zur Identität der Bank beitragen.

ANIK WETTER
LUCA ZANIER FOR PICTET GROUP